

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 23. — Sonntag, den 3. Juni 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 u. Nr. 3243.

Der Schlettauer Schlosspark

Ein Idyll in der erzgebirgischen Landschaft. — (Bild: Aufnahme des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Dresden.)

Die Frage, wo lenken wir heute einmal den Spazierschritt hin, wird in der schönen Frühjahrs- und Sommerszeit so oft aufgeworfen und erörtert von Leuten, die für Naturgenuß noch etwas übrig haben. Der Erzgebirgler dürfte dabei eigentlich nie in Verlegenheit geraten. Es bieten sich ihm so unendlich viele Wanderziele, die immer und immer wieder ihre Reize ausüben und den Naturfreund zum Wiederkommen einladen. Wer das Bergsteigen liebt, der hat Auswahl genug, und wer die Talwanderung bevorzugt, dem bietet sich allwärts Gelegenheit, die obererzgebirgische Landschaft nach dieser Richtung hin auszunützen.

In ganz überraschender Weise ist neuerdings der Schlettauer Schlosspark in die Reihe der beliebtesten Ausflugsziele getreten. Es hat mir viele Freude gemacht, zu beobachten, wie an den Pfingstsonntagen zumal ungezählte Fremde hier Einkehr hielten und sich mit viel innerer Befriedigung in dem stillen und doch so ungemein traulichen Winkel ergingen. Es ist keine grandiose Gartenbaukunst, die uns hier anzieht, keine Uebertreibung und keine ins Kitschige streifende Gartenspielererei. Man sucht vergeblich nach einem Gartenbaustil. Rein, gerade das Naturhafte ist es, was den Schlettauer Schlosspark so eindrucksvoll macht. Da ist zunächst der große Schloßteich, in dem sich die Rotbuchen und Weiden spiegeln und durch den die Schwäne majestätisch ihre Bahnen ziehen. Lauschige Ruhebänke laden zum Verweilen ein, und die Ringpromenade bietet so viele stimmungsvolle Durchblicke nach dem alten Schloßgebäude, daß man nicht müde wird, immer und immer wieder das idyllische Plätzchen aufzusuchen. Die uralte Linde im Schloßpark, ein Prachtstück ihrer Art, weiß zu erzählen von den glänzenden Zeiten, wo die kurfürstlichen Oberforst- und Wildmeister hier ihr Wesen hatten, wo fast Jahr für Jahr die kurfürstlichen Herrschaften zu längerem Jagdaufenthalt hier einkehrten und Schlettau große Tage erlebte.

Ein unbeschreiblich schönes Bild entfaltet der Schloßpark im zeitigen Frühjahr, wenn die Tausend und Abertausend Scylla mit ihrem saftigen Blau die Flächen links und rechts von den Wegen überziehen, dazwischen eingestreut die weißen Glöckchen vom Märzbecher und vom Schneeglöckchen und das freundliche Gelb des Himmelschlüßelchens. Der Botaniker findet aber noch

allerhand Sonderlinge, die ihm sonst seltener auf erzgebirgischen Pfaden begegnen — und dann ist der Schlettauer Schlosspark mit seinem alten Baumbestand und dem dichten Gebüsch eine auserwählte Raststätte für zahlreiche Vertreter der Vogelwelt, die gerade jetzt mit ihrem herzerquickenden Liede den Schloßgarten erfüllen.

Und dann liegt über dem Schloßpark eine so wunderfame Stille. Das Geheule der Autos und das Geratter der Motorräder dringt kaum herein in die Einsamkeit des Idylls, und so oft ich die Besucher des Parkes beobachtete, immer habe ich den Eindruck gewonnen, daß sich ein jeder bewußt war, was er einem solchen traulichen Plätzchen schuldig ist: da ist kein Lärmen und Schreien, kein ungefügiges Sichbenehmen... ein jeder freut sich über die köstliche Natur und fühlt sich so glücklich,

daß er ausrufen möchte: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein. — Die im Schloßpark eingelehrt waren, die finden dann auch bald den Weg zum städtischen Rosenpark. Auch ein Schmuckstück in der erzgebirgischen Landschaft. Wer den Platz vor 10 Jahren noch kannte, wo Sumpf und saure Wiesen sich langweilig dehnten, der will es kaum fassen, daß in so kurzer Zeit geniale Gartenarchitektur die Dede in ein solches paradiesisches Fleckchen umschaffen konnte. Zur Zeit der Rosenblüte ist hier immer Hochbetrieb. In vierzehn Tagen, drei Wochen wird die Blütezeit anheben, und dann bietet der Park bis spät in den Herbst hinein ein unvergleichlich schönes Bild. Rosenkenner und Rosenliebhaber kommen hier auf ihre Rechnung. So zahlreich und mannigfaltig ist hier die Königin der Blumen vertreten, daß alle die geschlagen werden, die behaupten wollen, daß unser Erzgebirge kein geeigneter Boden für Rosenkultur sei. Gern weilt man auch am Schwanenteich, der sich unmittelbar an das Rosarium anlehnt. In diesen Tagen erwarten die beiden Schwäne wieder starken Familienzuwachs. Das ist dann ein allerliebstes Bild. Das Alpinum, in dem sich der Horst-Wessel-Stein erhebt, fängt auch vorsichtig an, seine Reize zu entfalten. Man merkt es auf Schritt und Tritt, Schlettau will seinen Besuchern etwas bieten! Kommt, Ihr werdet gewiß nicht enttäuscht sein. Wie oft schon habe ich die Fremden sagen hören: So etwas Schönes hätte ich hier nicht gesucht.

P. Thomas, Kulturwart und Volkstumswart.





Zwischen Grenzern und Paschern

Von Kurt A. St. Jentkiewicz.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der lebende Ginsterbusch.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß an jedem Morgen und an jedem Abend die „Heideburger“ mit Getreide übers „Heidefeld“ ziehen. Man weiß, wer zur Kolonne gehört; man weiß, wer die Abnehmer sind; man weiß eigentlich alles, was wissenswert ist. Nur fassen kann man die Bande nicht; denn legen sich die Grenzer auf die Lauer, dann „ziehen“ die Burschen eben nicht, und ungesehen auf das Heidefeld zu gelangen, ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Das wissen die Heideburger ganz genau.

Das Heidefeld ist ein offenes, weites Dreieck, dessen Grundlinie jenes Stück holländischer Grenze bildet, das zwischen den Grenzzollämtern Heideburg und Kranichhaus liegt, und im Mittelpunkt der beiden Schenkel befindet sich die kleine Ansiedlung, in der längs der Landstraße die Mitglieder der Getreidekolonne wohnen. Soll getragen werden, so braucht man zuvor das Feld nur abzufuchen und auf die Straße wie in die Nähe der beiden Zollämter Aufpaffer zu stellen. Ist der Schmuggel im großen mit Tabak und Kaffee fast ausnahmslos Sache des Hinterlandes, so hat sich die Grenzbewohnerschaft den Getreideschmuggel vorbehalten. Die Märche mit den schweren Lasten, die entweder auf dem Rücken getragen oder auf alte Fahrräder gebunden werden, sind nicht lang; befinden sich die Säcke erst einmal in der Scheune, dann soll es den Zöllnern schwer fallen, zu beweisen, daß es sich um geschmuggeltes Korn handelt.

Nur einmal ist einer erwischt worden. Ganz durch Zufall. Die Beamten hatten erfahren, daß getragen worden war, holten einen Bauern mitten in der Nacht aus dem Bett und sagten ihm auf den Kopf zu, daß er Roggen geschmuggel habe. Mit Entrüstung wies der Mann diese Behauptung zurück. Er sei weder Schmuggler, noch besitze er Roggen. Man sollte sich nur überzeugen: in seiner Scheune gäbe es nur zwanzig Zentner Weizen.

Das war kein Verderben. Er wurde sofort verhaftet, obwohl er die Wahrheit gesprochen hatte. In seiner Scheune befanden sich tatsächlich zwanzig Zentner Weizen, die waren jedoch am Abend, als die Grenzer heimlich eine Hausfuchung vorgenommen hatten, nicht vorhanden gewesen. Wenn der Bauer nun wußte, was die plötzlich aufgetauchten Säcke enthielten, dann steckte er mit den Schmugglern unter einer Decke. Er war also in eine Falle gegangen. Ihm wurde ein Zollstrafe aufgebürdet, an der er ein paar Jahre abzuzahlen haben wird.

Und wie immer, wenn ein Schmuggler den Grenzern ins Garn geht, so dachte auch dieser Bauer sofort an Angeber, schimpfte und erklärte schließlich, er wolle es seinen „verräterischen“ Konkurrenten, die diesmal wirklich unschuldig waren, gehörig eintränken. Ja, er würde sie den Zöllnern in die Hände spielen.

Die Beamten sagten nicht nein, und in wenigen Minuten war ein Schlachtplan entworfen. Am anderen Tage fuhr der Bauer in den Busch, um Ginster zu schlagen. Unauffällig pirschten sich die Grenzer heran, kletterten auf die hohe, zweirädrige Karre, Ginster wurde über sie gepackt, und dann ging es zum Heidefeld, wo der lebende Ginsterbusch abgeladen wurde. Eine ganze Nacht hockten die Beamten in dem Gebüsch, eine ganze lange Nacht hindurch beobachteten sie das wie eine Tafel vor ihren Augen liegende Feld. Doch . . . keine Kolonne zog. Irgendwie mußten die Burschen doch Lunte gerochen haben. Das erzählte man mir, als wir in der zweiten Nacht zwischen ausgewachsenen Rosenkohlstäuben im Heidefeld lagen und auf unsere Opfer warteten. Ueber die Grenze gezogen waren sie, das hatten wir gesehen. Aber zurück kamen sie nicht. Wir

mußten von den Kundschaftern bemerkt worden sein. Mißmutig ging es wieder in die Stadt. Wir waren absichtlich laut und hielten auf der Straße jeden Fußgänger und jeden Radfahrer an, damit man merkte, daß wir abrückten. Ein paar Stunden Ruhe — dann hinaus aus den Federn und wieder zum Heidefeld marschiert!

Es ist kurz noch Mitternacht. Wenn die Kolonne am Morgen „ziehen“ will, stehen jetzt bestimmt noch keine Kundschafter auf der Lauer. Wir erreichen das Feld und kriechen in eine Riete, in der es übel riecht. Aber der Grenzer darf nicht wälerisch sein, wenn er Erfolg haben will. Langsam verrinnt die Zeit. Weit hallend klingen die Blockenschläge der Turmuhr des nahen holländischen Klosters zu uns herüber. Nichts rührt sich in der Ansiedlung.

Im Osten zeigt sich schon ein heller Himmelsstreif. In den Höfen beginnen die Hähne zu krähen. Leichte Nebel stehen über dem Heidefeld, das tot und ausgestorben vor uns liegt. Kein Schmuggler läßt sich blicken, und als der Morgen kommt, schleichen wir davon, denn wir haben keine Lust, uns auch noch auslachen zu lassen, wenn die Bauern, die zum Adern herauskommen, uns hier finden sollten.

So geht es an der Grenze: Wochen, ja Monate können vergehen, ehe es gelingt, auch nur einen Schmuggler zu fassen — selbst dann, wenn man weiß, wer schmuggelt und wo und wann die Ware über die Grenze gebracht wird. Man muß nicht nur sündig sein, muß nicht nur Geduld haben, sondern auch Mißerfolge einstecken können.

Viele Nächte hindurch haben wir das Heidefeld beobachtet. Einmal sind wir ganz überraschend in die Ansiedlung eingefallen — mitten in der Nacht, aber wir haben niemand aus dem Schlaf geweckt. Die ganze Bewohnerschaft wachte, sie war gewarnt.

Durch wen? Wer mag es wissen. Der Nachrichtendienst ist tadellos durchgeführt, und wie die Grenzbeamten Suchhunde benutzen, um die Schmuggler aufzustöbern, so haben die Bauern hier am Heidefeld Hunde, mit denen sie das Gelände abfuchen.

Aber einmal geht es doch schief, und dann ereilt den Sünder das Schicksal jenes Besitzers, der, um zehn Mark zu sparen, ein paar Säcke Thomasmehl am helllichten Tage über die Grenze brachte und den Kunstdünger dreist über sein Feld zu streuen begann. Zufällig kamen wir dazu. Die Wagenspur redete eine nicht mißzuverstehende Sprache. Obwohl der Bauer Stein und Bein schwor, der Dünger stamme aus der Genossenschaft, konnte er zweifelsfrei überführt werden. Sein Pferd war er los, seinen Wagen, den Kunstdünger auch, und zu allem Ueberfluß durfte er auch eine gehörige Zollstrafe bezahlen.

So ist das hier an der Grenze: der Schmuggel zieht sie alle in seinen Bann — den größten Besitzer wie den kleinsten Rätzer. Herrn wie Knecht überfällt die schleichende Krankheit und läßt sie nicht wieder los. Auf die Dauer hat niemand der Grenzbewohner etwas davon. Eine Strafe richtet sie zu Grunde. Und doch — sie können es nicht lassen.

Die Ärmsten der Armen.

Wir fahren Tagesstreife durch den Wald. Nicht auf den breiten Straßen, sondern durch die engen Wege und Schneisen des dichten grünen Domes. Vor uns trottet der Suchhund, ein großer schwarzer Schäferhundrude, vor dem die Schmuggler ein höllische Achtung haben.

Uns trieb keine besondere Aufgabe hinaus. Nur mal nachsehen wollten wir, wie es im Revier aussieht. Und Spuren suchen. Das nämlich ist ungeheuer wichtig. Denn dort, wo in der Nacht eine Kolonne lief, findet man rechts und links vom Wege Zigarettenschalen und das Papier jener schmalen holländischen Schokoladenstreifen, die von den Trägern so gern gekaut werden. Die Schmuggler wissen, daß sie ihre Pfade dadurch verraten; es wird ihnen von den Führern immer wieder verboten, zu rauchen oder Papier fortzuwerfen — aber abzuweichen ist ihnen das nicht.

Eignet sich der Boden, so lassen sich auch Fußspuren finden. Besonders, wenn es geregnet hat, sieht man deutlich das Muster

der Gummisohlen, die hier an der Grenze mit Vorliebe an den „leisen“ Schuhen getragen werden. Aber auch andere Zeichen hat der Zöllner. Da stellt er einen einscheinbaren Ast über einen verdächtigen Weg, dort spannt er einen Faden. Sind die Zeichen umgeworfen oder zerrissen, dann weiß er: Hier ist etwas gelaufen.

Ein paar Burschen kommen uns entgegen. Sie ziehen überfröhlich die Mühen. Aber kaum sind wir an ihnen vorbei, da legen sie die Hände zur Muschel an den Mund und rufen, so laut sie können: „Hans! Hans!“ Das ist so üblich. Wer einem Grenzer begegnet, erhebt warnend seine Stimme. Da es aber gefährlich ist, Grenzer oder Zollbeamter zu rufen, weil man sich sonst der Beihilfe schuldig machen würde, dient der Name Hans als Warnruf der Schmuggler im Westen.

Jedoch — die Warnung hat nichts genützt. Zwei Frauen laufen uns in die Arme. „Halt! Grenzbeamter!“ Wir steigen von den Rädern und fragen die beiden nach zollpflichtiger Ware. Jede von ihnen hat ein Weißbrot unter dem Arm, ein schönes, großes, holländisches Brot, das drüben ein paar Pfennig, in Deutschland aber mindestens eine Mark kostet.

Sie jammern. Sie wissen, daß die Beamten verpflichtet sind, ihnen die Brote abzunehmen. Aber die Frauen haben arbeitslose Männer zu Haus und die Stube voll hungriger Kinder. — Wir bringen es nicht übers Herz, ihnen das Brot fortzunehmen. Nur durchbrechen müssen wir es, damit es für den Verkauf wertlos wird.

Gegen die Vorschrift? Gewiß, aber ich habe es erlebt, daß die Beamten, wenn sie schon nicht anders konnten, den Schmugglern das Geld für die abgenommenen Brote aus der Tasche wiedergegeben haben, wenn der Hunger die armen Teufel über die Grenze getrieben haben.

„Man sollte das Herz zu Hause lassen, sobald man in den Dienst geht“, sagt der Postenführer, der seit Kriegsende Grenzdienst macht, „die Not ist so unendlich groß. Aber das Herz kann man ja nicht abschneiden wie ein Koppel. Leider.“ Wir fahren weiter. Jetzt an der Grenze entlang. Man kann von hier aus weit hineinschauen nach Holland, und von der Raas her hört man das klagende Rufen der Schiffsirenen.

Vor uns raschelt es im Gebüsch. Wir springen ab und gehen in Deckung. Zu spät. Die Frau hat uns gesehen und rast nun den steilen Abhang hinab nach Holland hinein. Sie lacht schallend und winkt mit einem Paket. Das hat sie herüberschmuggeln wollen.

Die Beamten winken zurück. Sie kennen die Frau. Es ist die „Kaschemmenjule“ — ein „dolles Luder“, wie mir verraten wird. Ja, es sieht so aus, als hätten wir Pech an diesem Nachmittag. Erst die Sache mit den Broten, dann die Begegnung mit der „Kaschemmenjule“, die leider fixer war als wir, und schließlich stellen wir einen Mann, der einen Sack mit 10 Pfund Mehl unterm Arm hat. Auch ein Arbeitsloser. Das Mehl wird er los. Es geht nicht anders, aber da er uns einen kleinen Wink gibt, wird die Anzeige „gegen Unbekannt“ erstattet werden.

Das geschieht oft. Bei Kleinigkeiten können sich die Schmuggler loskaufen. Und ob der Tip gut ist, werden wir sehr bald festgestellt haben. Wer er es nicht, dann fällt der Schmuggler immer noch hinein.

In rasender Fahrt geht es nun einen ganz engen Waldweg entlang. Ich habe große Mühe, meine Begleiter nicht aus den

Augen zu verlieren, denn alle zwanzig, dreißig Meter falle ich in hohem Bogen vom Rad. Der Zeitungsmann ist es eben nicht gewöhnt, im Grenzwald spazieren zu fahren, ganz und gar nicht in diesem höllischen Tempo.

Run liegen wir wieder auf der Lauer. Wenn der Mann mit dem Mehl uns nicht angelogen hat, werden wir hier etwas erwischen. Wir haben uns so postiert, daß wir die Schmuggler in die Zange nehmen können, aber kaum habe ich meinen Standort erreicht, da knallt es schon rechts von mir. Auch von links wird geschossen. Ich reiße die Pistole heraus und feuere ebenfalls, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Verwirrung der Schmuggler wächst, je mehr geschossen wird.

Ein Mann ist in der Zange, ein Mann, der ein mit drei Zentnerfäcken beladenes Rad vor sich her schiebt. Er kam mitten durch den Wald, wurde angerufen, dachte aber nicht daran, stehenzubleiben. Wir laufen hinter ihm her, und, obwohl wir von drei Seiten kommen und dauernd schießen, springt er — das schwer beladene Rad nicht aus der Hand lassend — immer Deckung nehmend von einem Baum zum andern.

Wir sind schnell, wir sind auch beweglich, denn unsere Räder haben wir im Stich gelassen — und doch, wir können es mit dem Schmuggler nicht aufnehmen. Ehe wir ihn erreichen, hat er die rettende Grenze erreicht, die uns Halt gebietet.

Schimpfend und schnaufend wandern wir wieder zu unse-

ren Rädern. Der Tip des Mannes mit dem Mehl war gut, aber wir können auch dem Schmuggler nicht böse sein. Alle Achtung, der konnte laufen. Nur uns selbst dürfen wir Vorwürfe machen, daß er uns doch ent schlüpfte. Und das tun wir gründlich. Es ist eben ein verpaakter Tag, von denen es viele gibt im Grenzerdasein.

Noch zwei Kinder mit Brot begegnen uns. Wir lassen sie laufen, ohne sie erst anzuhalten. Aber ehe es zum Dienstfaßten geht, statten wir dem kleinen Bahnhof noch einen Besuch ab. Einen ganz flüchtigen nur.

„Sehen Sie sich mal diese Eierliste an!“ fordert mich der Postenführer auf, als wir im Güterschuppen stehen. Ich gebe mir die größte Mühe, etwas Verdächtiges zu entdecken. Vergeblich. Der alte Grenzer lacht und erklärt dem erstaunten Bahnbeamten, daß er die Eierliste beschlagnahmen müsse. „Warum denn?“ — „Machen Sie sie nur auf!“ Und als die Verschnürung gelöst wird, stellt es sich heraus, daß die Kiste auch noch vernagelt ist. Eine vernagelte Eierliste?

Die Köpfe der Nägel waren es nämlich, die dem Zöllner auffielen. Ja, statt der Eier finden wir zwanzig Kilo Doppelmann, guten holländischen Feinschnitttabak, der — wundervoll gepreßt und sorgsam verpackt — nach München-Gladbach gehen sollte. Run allerdings muß er zum Zollamt wandern.

Der Sonntag ist gekommen, ein Sträußchen auf dem Hut, sein Aug' ist mild und heiter, er meint's mit allen gut.

Er steigt auf die Berge, er wandelt durch das Tal, Er ladet zum Gebete die Menschen allzumal.

Und wie er allen Freude und Frieden bringt und Ruh, so ruf auch du nun jedem „Gott grüß dich!“ freundlich zu.

Ludwig Richter

Zum Gedächtnis des vor 50 Jahren am 19. Juni 1884 verstorbenen deutschen Malers und Künstlers.



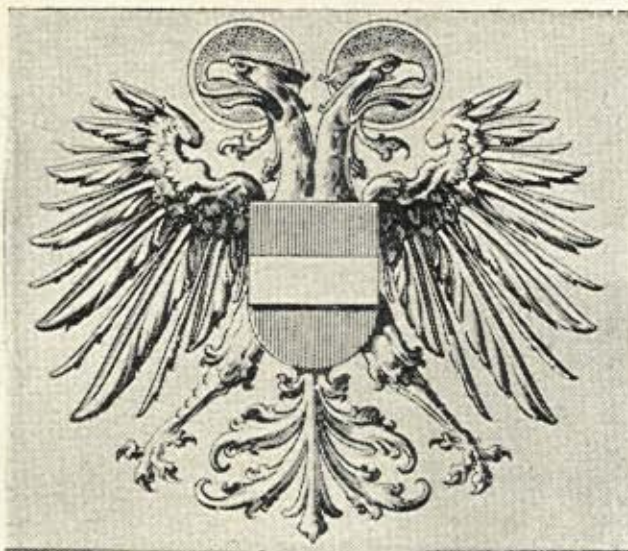
O selige, goldene Kinderzeit . . .

Bilder aus aller Welt



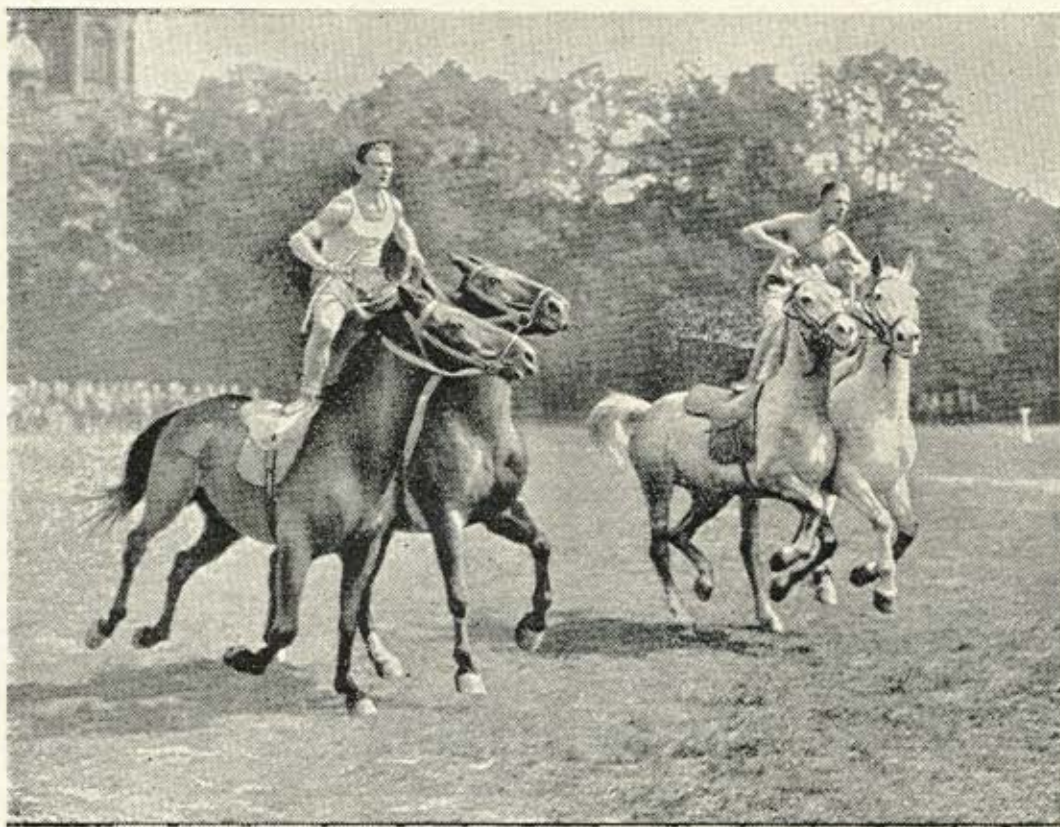
Zum Jahrestag der Skagerrakschlacht

Am 31. Mai jährt sich zum 18. Male der Tag der größten Seeschlacht der Weltgeschichte: der Schlacht am Skagerrak. Unser Bild zeigt den Aufmarschplan der deutschen und englischen Flotte. Im Kreis sieht man den eigentlichen Schauplatz der Schlacht, und deutlich wird die drohende Gefahr der Umklammerung sichtbar, in der sich Admiral Scheer mit seiner Flotte befand. Um so größer ist die Leistung zu bewerten, wenn die Schlacht trotzdem zugunsten der deutschen Flotte ausging.



Österreichs neues Staatswappen

Das vom Ministerrat genehmigte neue österreichische Staatswappen nach einem Entwurf des Heraldikers Krahl.



Eine schwierige Übung: Stehend reiten

Eine Schaunummer aus dem großen Sportfest der Landespolizeigruppe General Goering in Berlin-Lichterfelde.

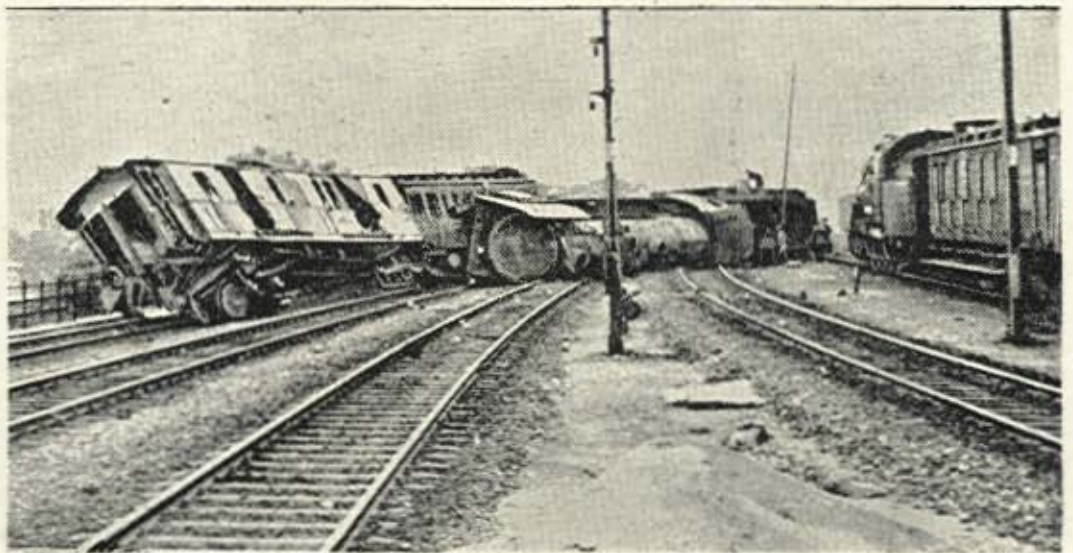
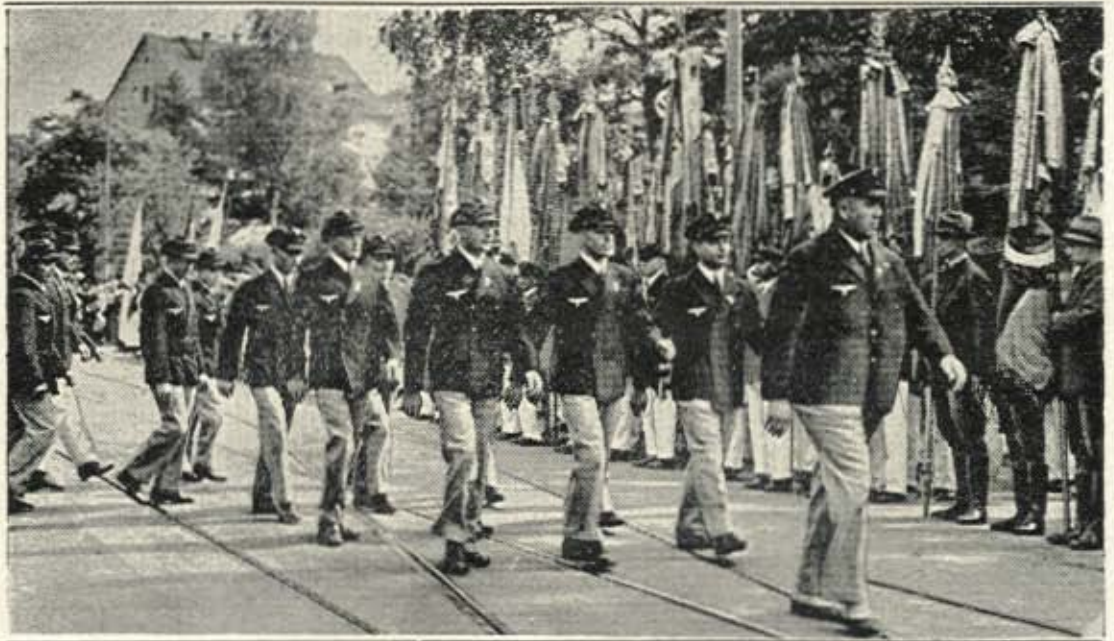


Deutschlands Turner auf dem Wege nach Budapest.

Die deutsche Nationalmannschaft hat sich von Dresden aus nach Budapest begeben, um an den Weltmeisterschaften im Kunstturnen teilzunehmen.



Erzherzog Eugen gilt allgemein als der Wegbereiter für die Rückkehr des Kronprinzen Otto und die Wiederaufrichtung der Habsburger Monarchie in Oesterreich.



Die Zugentgleisung bei Weissenfels.

Die Unglücksstätte vor der Einfahrt in den Bahnhof Weissenfels, wo der beschleunigte Personenzug Frankfurt a. M.—Berlin entgleiste. Die Lokomotive sprang aus den Gleisen und legte sich auf die Seite. Sie riß auch den Tender und den Postwagen mit sich.



In Genf wird geredet — an der Saar gearbeitet

Während in Genf um die Saarabstimmung verhandelt wird, ist man im Saargebiet eifrig an der Arbeit, die Deutsche Front aufzubauen, in der bereits heute 93 Prozent aller Abstimmungsberechtigten zusammengeschlossen sind. Im Hause der Deutschen Front in Saarbrücken sind zahlreiche Helfer damit beschäftigt, die Mitgliedskarten zu nummerieren und abzustempeln. Die Aufnahmebeine werden dann in einer besonderen Registratur (links sichtbar) aufbewahrt.

Nooch'n Feierohnd

Wie ne Emil seine Gusstl of de Fering machet

Von Anna Moths.

(Nachdruck verboten.)

Se hatts schu immer gesagt, de Gusstl, wenn de Kinner größer wärn, tät se aa ämol of de Fering machen. E paar Gahr lang hot se dervu gered't, un dr Emil hot allemol gesagt: „Wart nār noch e bissl, Gusstl.“ 'r war net garschtig, 'r tät's dr Gusstl schu gönne, obr 'r kunnts net leiden, wenn se net drhām war. Bielleicht vergißt se's aa wieder, dacht'r fir sich, weil de Gusstl noch gar nisch meh drou gesagt hat. Wie de Kinner noch aus'n Größten raus warn, kam se of ämol wieder of de Fering, wu dr Emil gar nimmeh dra gedacht hot. De Kinner warn ze Bett, se hot noch Strümp' gestoppt, un dr Emil hot seine Zeitung gelesen un seine Pfeif drbei geraacht.

„De Mutter hot ne Sonntig Geburtstog, Emil“, saht se su sachte hie.

„Hm“, manet dr Emil drauf un ließ sich net weiter stör'n.

„Bist' noch net fertig mit lasen, he?“ frogt se weiter.

„Nā, firwos dā“, sogt 'r drauf.

„Ru, ich wollt d'r'sch nār joog'n, ich möcht ämol nüber zer Mutter fahrn zum Geburtstog, weil's doch gerod Sunntig is. Un ne Sunnohnd kimmste schie ze Mittig von dr Arbet, do könnt ich doch schie frieh fahrn.“

„Gieh nār he“, saht dr Emil, „wos fällt'r dā ei, Gusstl.“ 's hot'n glei seine Pfeif nimmeh geschmeckt.

„Ru ich dacht, do könnt ich nu endlich ämol drei Toog of de Fering machen, dos wollt ich doch schu egal ämol.“

„Do hob ich gar nimmeh dra gedacht“, saht dr Emil.

„Galle?“ machet de Gusstl drauf un lachet, „aber ich. Fir'n Sunnohnd mach ich 's Affen glei frieh fartig. Ich Koch Ardeppelbrei, dar blābt warm in Ufen, wenn de Röhr zugemacht is; do müßt'r abn aufpassen, un ne Sunntig müßt'r eich ämol e Schnitzl broten. Dos is kane Kunst, dos kaste schu.“

„Ru ja“, saht dr Emil. 'r war noch ganz vertattert von dar Ueberraschung.

„Un Ardeppeln kaste doch aa kochen“, redet de Gusstl weiter, „de Gunge könne se scheeln, un ne Montig, nu do macht 'r ämal eigeschnietene un Rühreier.“

„Sulang willst' bleibn, Gusstl?“ fuhr dr Emil auf, „nā, dos gieh net.“

„Nach nār kane Brüh, Alter“. Se ließ sich net irr machen, „ohmst bie ich nochert wieder do. Drei Tog Fering sei net viel, galle?“ Doderbei nahm sn bei'n Kopp, obr 'r wollt gar net viel drou wissen. „Du mit dein Fering“, hot 'r gebrummt.

Obr de Gusstl is nocherts doch ne Sunnohnd frieh fortgefahrn. Se hot ne Emil gleich noch ämol gezeigt, wie 'r ne Kaffee kochen sellt, un de Gunge hob'n aa miet zugehört. „Un ihr räumt schie zamm, galle?“ hot se die noch vermahnt, „un folgt aa schie.“

Ze Mittig kam dr Emil um zwāe hām un hot ne Ardeppelbrei gewärmt mit dr Brotwurscht. 's hot'n aa allen drei'n ganz gut geschmeckt. Am viere hot 'r Kaffee gekocht un zum Grußen gesagt: „Dohier hāste Gald, hul zwā Stückle Ruuch'n rüber.“ Ei do sei se obr glei alle beede gesprunge! Un dr Emil hot aa sehr gern e bissel Ruuch'n gassen. Se sei noch bei'n Kaffee gassen, de Zeitung war schie do, hot sich dr Emil glei nei vertieft. „Macht eire Schularbeiten“, saht 'r zu de Gunge, un nochert hot'r sich weiter net stör'n lassen. Wie 'r alles durch hatt, hot'r aa noch ne Küchenzettel gelesen. Do stand aa miet „Apfelfegebäckenes. Sehr gut.“ Dos war sei Fall. Wenn nu de Gusstl do wār, müßt se's gleich morgn backen, se hot oft schu suwos Gut's nooch su an Rezept gemacht, un dos ging allemal sehr fix. Of ämol überlegt 'r. Dos könnt ich amende aa fartig

bränge. 's stand doch alles genau do, wieviel von all'n un wie's gemacht ward.

„He“, sogt 'r ze seine Gunge, „wenn'r nochert alles racht schie zammräumt un aufwacht“, 's stand ja nu alles do von ze Mittig un von Kasse, „do bad'n mr morgn frieh an Aischuhng.“

Ei, do warn de Gunge drbei.

„An ganzen?“ freget fir lauter Eifer dr Klāne.

„Ru freilich“, saht dr Vater, „doch kām halbn, un do könnt 'r ämol assen, suviel 'r wollt, nār dr Mutter müß'n mr wos drou aufhebn.“

Ad hob'n sich die Gunge gefrät, se hob'n alles schie blānt gemacht, un dr Vater hot an Zettel geschriebn, wos se nu alles noch hul'n müßten zum Backen. Se hob'n sich drbei gefrät wie zum Stollbacken ze Weihnachten. Un dr Vater miet. Ne Sonntig früh hot se dr Emil schu um sechs geweckt. Se wollten gern noch e bissel schlafen, weil Sunntig war, obr do gobs nisch.

„Macht nār un zieht eich aa, wenn m'r Kaffee getrunken hob'n, müßt 'r gleich de Äppeln scheeln un de Mandeln, doß mr gleich afange könne mit'n Backen.“ 'r hot sich gleich āne grūße blaue Schürz umgebunden un hot alles hiegericht' un Feuer gemacht. Dr Klāne hot nochert geleierte, dan tāten de Fing'er weh von Mandelscheeln. Die hot dr Emil net gebrüht, weil dos net extra drbei stand, do müßt nocherts dr Gruße zelegt e bissel halsen. Ru endlich war alles su weit, de Form hatt' dr Emil mit Butter ausgestrichen, wie's drinne im Rezept stand, un nochert hot'r 's Zeig neigeta, ämol Tāg un ämol Äppeln, ubn drauf Tāg un noch ämol Butter un nochert e paar von dan gewiegten Mandeln. Nochert hatt 'r de Form nei in de Backröhr geschubn un zugemacht. 's Feuer hot aa gebrannt, obr net sehr, weils in Rezept stand, „āne Stund bei gelindem Feuer“. Noch āner halbn Stund hob'n sn ämol rausgezug'n, do joog 'r gerod noch wie erscht. „Vater, do müßt Holz neileg'n, dos macht de Mutter aa immer“, soget dr Gruße. Do hot dr Emil e Scheitel neigelegt, 'r hatt Angst, doß dr Ruhng verbrenne tät, wie dos verbrannt war, wieder āns, nochert hob'n sn wieder rausgezug'n, 'r sah aa noch net annerisch. Ru hot dr Emil noch zwā Schamottziegel geholt un hot de Form draufgestellt, dos war 'ne eigefalln, doß dos de Gusstl aa immer gemacht hot. Wie nu de Stund um war, hob'n se mit an Holzspanel neigestochen, dos stand aa drinne in Rezept, obr dr Tāg war noch wie zeerscht. Do hot dr Emil noch ā Spanel Holz neigelegt. Wie āne Bärtelstund vorbei war, hobn se noch ämol probiert, do hobn sich immer noch solche lange Feeden in de Höh gezugn. Se hob'n ne Ruhng wieder neigeschubn un hob'n noch āne halbe Stund gewart't, un 's war schu lang zwölfe durch. Wie se nochert wieder probiert hob'n, warn se alle dreie ganz bedepert, 's warn wieder Feeden, die an dan Stab'l hinge. Dr Emil gob ne Gunge ewos ze kosten, die hob'n alle beede gesprudelt.

„Dos ward Leim, Vater“, saht dr Gruße, „dos laa mr net assen.“ „Nā“ saht aa dr Klāne.

„Seid stiller“, schimpfet erdost dr Emil, „dos ward schu noch“, un leget noch ā Scheitel Holz nei. Wie's obr um zwāe noch net annerisch war, hot 'r de Form neigeschubn un de Tür zugehämmt. Ru konnts Zeig seinetwag'n verbrenne. De Schnitzle hot 'r nimmeh gebroten, de ganze Lust war ne vergange.

„Die sell mr nār noch ämol komme mit'n verräsen“, hot 'r fir sich geschimpft. Aene Wut hatt'n gepact, obr de Gunge durftens doch net merken. 'r hot se fortgeschickt, se sollten Ruhng huln, nochert hob'n se Kaffee getrunken. Un nochert is 'r mit seine Gunge of Alsterberg gange un do hob'n se erscht noch sein ze Mittig gassen. Die hob'n sich gewunnert, un dann hots geschmeckt. Su gut war dr Vater noch net gewasen.

Wie de Gusstl ne Montig wieder hām kam, hot se de Schnitzle gebroten.



Wos e „dummer“ Gung iartig gebrach! hot

Von Hermann Hempel.

(Nachdruck verboten.)

Esu dumm, wie ar siech e manichsmol stellet, war sei dr Hantschel-Harmann, vu dan dohiere de Red' sei soll, net. 'r hat laane schlachten Zensurn in dr Schul un war a finst net off'n Kup gefall'n. Seine Eltern wuhneten in de siebziger Gahr in Annebarg, drunten in dan langgezugne astödeten Bahnheisel, dos nabn dr Restleratiu „Zr Drehscheib“ un gegnüber von Hauptzollamtsgebeid stand. Dos Heisel hobn se siech längst waggerisen wagn dr Stroß, die braater gemacht warn mußt. 's war ze dare Zeit, wu noch kä Gas in Heisern log un wu nabn dr Petroleumlamp noch de Solaröllamp in Gang war. Do saht ne Harmann sei Mutter: „Do, hier sei fusze Pfenng eigewickelt un ene Flasch, dodrmiet giste nauf off'n Markt zun Apian-Bennewitz un läßt dr vor dos Gald Rüböl in de Flasch gabn. Mark drsch oder sei, wos de bränge sollst un bie net lang außen.“ Dr Harmann war namlich gut nooch ne Tüd ze schiden, 'r vrgoß lächt 's Biederehamtkomme. Von Rüböl hot dr Harmann noch nischit gehärt. Wenn a fir seine acht Gahr sei Bemarks halbnwags war, su giengs ne doch, wie's abn setten Gunge gieht: 'r hatt' de Rang un de Gedankn überol, nār net bei dr Sach'. Um nu dan Auftrug ja net ze vrscholpern, saht 'r egal für sich hie: Vor fusze Pfenng Rüböl, for fusze Pfenng Rüböl un klettret dodrbei ne Bahlbarg nauf. Dos gieng ganz siech un dr Harmann hätt' wuhl a 's Gleichgewicht behalten, wenn net ä rachter schiener Schmatterling gefluggn komme wär. Mei Harmann, dar siech als Gung e großer Naturfreund war, freiet siech über dan Schmatterling, guckeln nooch, su lang, als 'r ne sahe konnt un vrgoß mittlerweil dan olbern Name von dan Del. Ihe krieget 'r en damischen Schrad. Wos sollt'r dā geleich huln? Wieder äham laafen un sei Mutter freg'n, dos mocht'r net wagn dan Araunzer, dar ne verpacht worn wär. Ru zrmardret 'r sei Fänkele Gehirn un, Gott sei Lob un Dank, ihe hatt 'rich: „Blümelöl“ sollt 'r bränge. Wu nu dr Staa von Harzen ro war, giengs flott feder immer dos glücklich wiedergefundene Wort „Blümelöl“ off'n Lippen. „Guten Tag!“ — „Guten Tag!“ „Was möchtest du denn gern, mein Kleiner“ saht dar Kumm. „Jech möcht“ vor fusze Pfenng Blümelöl do nei in dare Flasch“. „Was?! Blümelöl, das haben wir nicht, das kenne ich auch nicht“. Dar Kumm roch nei in die Flasch, konnt oder nischit drschnupfern, weil se ganz ra ausgeschpielt war. „Besinn dich nur mal, was du holen sollst“. Dr Harmann stand vurn Lodenstisch, machet bal' in de Hus' un bracht ka Wort meh' raus. „Nun, da mußt du eben deine Mutter noch einmal fragen“. Mit dan Rot ließ dar freindliche Kumm unnern Harmann zr Lodenstür naus. Dar feget, une sich imzesahe, de Buchholzer Gass' evür, ne Bahlbarg nunner un ließ siech dan Auftrug off en Zettel schreib'n.

Dr Mauerfchbarger-Bäck in dr Buchholzer Gass' hat eitel rachts guts Brot un dr Harmann sollt e fett's Brot mietbränge, wenn 'r von dr Schul kam. Dozemol gob's nār runde Brot, laane lang'n. Als nu dr Harmann mit dan Brot unnern Arm un ne Ranzen off'n Buckel na an Bahlbarg kam, dar ze dare Zeit kerzegerod un steil nabn dr Böglerischen Gärtnerei runner ging, slug e kuhlschwarze Krah' über sen Kup wag nooch dan Baame in dr Gärtnerei. Dodrüber mocht mei Harmann ewing drschroden sei, 'r stolpret, 's Brot rutschet'n aus'n Arm un fing a ze kollern, zum Gelid zr Seit un blieb lieg'n. Vu dar Schildbärgergeschicht, die 's Bauholz ze ihrn Rathaus vu en Barg namme mußt, un die de mühsalig runnergetroge Stämm wieder nauf geschleppt hobn solln, als se gefah hatten, wie e fetter Stamm, dar ne aus'n Händen gerutscht war, alla runnerkolleret, hot dr Harmann ganz gewiech nischit gewußt. Oder fuviel hat'r weiskriegt, dos 'r siech mit dar Trogerei amende net wetter ozeplogn brauchet; dos Brot konnt doch, wie 'r gefah hatt', salber ne Barg nei laafen. Mei Harmann hub dan Leib auf, trug ne dos Stück, wos 'r siech rogeloffen war, wag'n dr voll'n Ausnützig des Gefäll's wieder nauf, lauerte siech in de Mitt un ließ sei Brot kollern. Ei war dos e Fraad. Kaum

hatt's dr Harmann lusgeloffen, war'sch a siech an dr Krimm. Dort schprang's zr Seit un nei in Grobn, in dan de Schleifen lossen un dar an dare ewing ebne Stell voller stinketen Schlamm war. Mit dan Abschluf hatt dr Harmann epper net gerachnet. 'r zug dan Brotleib raus un besoch siech de Bescherung. Zensrim war dos Brot voller schwarzen Schlamm un, weil's noch ewing neibaden, a siech stellenweis waach. Ne Harmann war dr Spaß vrgange. Ru hatt'r ne Lüh von seinr Faulet. Odr 'r wußt siech ze halsen. 'r nahm sei net meh ganz rännlichs Schnupptüchel aus dr Tasch un fing a dan Schlamm oze wischen. Esu asach war dos oder net. E sei paarmol mußt'r, su gut, wie's abn in dan bissel Wasser gieng, sei Tüchel auswaschen un von neie wischen. Sei Mutter besoch siech dos Brot, dos drweile bal' wieder treich worn war, un freget, wos ar dā gemacht hätt. Dr Harmann wollt net raus mit dr Sproch, bis ne sei Mutter, die dan Spaß ahnet, ihm die Wart off'n Kup zusooget. Sumos hot ar nu a für allemol sei loosen oder ausgenützt hot ar ne Bahlbarg in Winter dodurch, dos ar siech off sen Ranzen, die halt dauerhafter warn als ihe, gesetzt hot un reigeruschelt is.

Ben Harmann sen Eltern war wieder emol — iech gelaab 's war 's sechstemol — dr Storch gewasen. Sistern war'sch annerfch wie heit, do loss ne de gunge Zeit ne Storch net gerod aus'n Waag; do hieß eitel: wu viel Kinner sei, do is a viel Segn, wu fimse sei, do hot a e sechstes noch Plaz un esu fort. Dos Wärmele, ne Harmann sei Schwester, war ewing schwachlich un 's war mit'n an Lab'nbleib'n kaum ze rachne. Destrwagn sollt's de Ruttaaf (Haustaaf) krieg'n. 's war an en racht schinn Harbistfunntig, als ne Harmann sei Mutter saht: „Grüßer“ — ne Harmann giengs wie ne Esau, ar war de Arschgeburt, nār dos ar dos Rach, of dos ne noch ka Mensch wos geborgt hot, bis heit net vorkaast hot — „Grüßer“ saht se: „Zieh' dr sig dei Sunntigshuf' a un gieh nauf in de Siebnheiser-Gass' zr Fußmachern — Eulalia Seidenband haacht se —. Bei dar ho iech de Taafheibele bestellt, dos hulste. Laht drsch in dos neiwaschene Tüchel do eipacken, tußt's racht siech in dr Hand trogn un hältst diech racht drzu, harrschte; halb drei limmt de Wehfrau un dr Harr Paster.“ Dosmol hat dr Harmann ka Rupaftrenging nutwennig. De Siebnheiser-Gass' wußt ar un dr Fußmachern ihrn schinn Name konnt ar siech lächt marken. De Fußmachern schärfet's ne Harmann a noch emol ei: „Tu sei dos Heibele net quetschen un net drücken, sist warn die schinn Schlafese u'scheilich“. Dr Harmann saht schüchtern: „Eiju, iech sah mieh siech vür“, machet siech off'n Wag un trug dos Bündele esu steif in dr Hand, dos ne bal dr Arm eigeschlossen wär. An dr Stadtmauer, wu's ne Bahlbarg neigiebt, standen un sinne a heit noch e Reih' gruze Kastanienbaame, unner dan, wie geseet, Kastanie log'n. Ne Harmann seine Wagn wur'n immer größer, als 'r die gelänzigen Dinger lieg'n sog. An de ersten paar Baam schleppet 'r siech schwer'n Herzens vrbet; konnt's oder doch net fartig bränge, die Gottesgob liegn ze lossen. Esu viel un esu schiene Kastanie fand 'r nār heit. 'r leget sei Tüchel na an de Mauer, stoppet siech erscht de aane, dann de annere Hufentafsch un a de Gackentafsch voll. Ru sollt mr maane, dr Harmann hätt nu foot sette Dinger gehatt! Ra, na; 'r mocht noch meh' hob'n, an libbsten allezam, die dolog'n. 'r überleget, wu ar noch ewing von dan gelatten braun' Dingen unnerbringe konnt. Ihe wußt 'rsch. Dos Tüchel war vir dos Heibel viel ze groß, dos gieng amende a nei in dr Hufentafsch. Gedacht — getan. Unner Harmann machet die aane Hufentafsch leer, knäret mit sen net meh ganz rännlichen Händ'n dos Heibel nei un machet dos Tüchel voll Kastanie. Dodrbei war de Zeit vrgange. Sei Mutter guket amol ims annere na an de Uhr, se konnt siech net denken, wu ihr Gung esu lang blieb. Ihe — 's gieng siech stark of zwäe — kam dr Harmann, uschullig wie immer, agetrudelt. Sei Mutter sooch de Kastanie in Tüchel un a aus'n Tasch'n gucken. „Inu Kerl, wu haste dā 's Heibele?“ „In dr Hufentafsch!“ Un siech hat'r dan Kuappuz — e sei wing geknietst un de Schlafse verbugn — rausgezogn. Sei Mutter hätt' an libbsten geflescht. Zum Gelid war dr Schoden bal' ze haal'n. De Mutter machet geleich ne Plättstahl haach, strich de Knitter aus un dr Harmann kam in Abetracht des wichtign Togs mit ener kurzen Reformant drou.

Dem 80jährigen Ehrenbürger unserer Bergstadt Buchholz, Oberschulrat Ernst Louis Bartsch in Flöha, zum Gruß!

Mehr gabst Du mir, teure Stadt, als ich Dir zu geben vermochte, ward'st mir zur Heimat, mein Buchholz! Sei immer vom Höchsten gesegnet.

So lesen wir im goldenen Buch unserer Stadt Buchholz aus der Feder des vielgeliebten Mannes, der immer in seinem Herzen ein Buchholzer geblieben ist, auch dann noch, als er nach fast 30jähriger Schulfamiliartätigkeit hier im Oktober 1907 durch ein königl. Dekret zu höherem Amt als Bezirkschulinspektor nach Flöha berufen wurde. „Was warst Du uns?“ — so möchten wir ihm heute auf die Worte des goldenen Buches fragend antworten und wüßten wohl ergänzend zu unserem Bericht in unserer „D. Z.“-Ausgabe Nr. 121 v. 28. Mai 1934 noch Seite um Seite zu erzählen von einem treuen Bürger der Stadt, der nicht nur als Schulmann ein so wertvoller Erzieher unserer Buchholzer Jugend gewesen ist, die dem 80jährigen heute im Geiste dankbar die Hand drückt für all das, was er ihr gegeben, der darüber hinaus das geistige Leben der ganzen Stadt in einer Weise zu fördern verstand, wie es eben nur Menschen mit so hohen geistigen Eigenschaften vermögen, wie sie in diesem Manne vereint waren. Ein Stück Geschichte unserer Bergstadt Buchholz bleibt uns in ihm verwachsen; in allen Kreisen der Bevölkerung war er ein lieber Freund und Berater. Unser Bild zeigt ihn in froher Runde inmitten alter Buchholzer, von denen viele nicht mehr am Leben sind. Die Aufnahme stammt aus alter Zeit und ist in der Gaststube im Buchholzer Jellenteller „Burfert Lob“ aufgenommen,



Der 80jährige Oberschulrat
Ernst Louis Bartsch in Flöha.

der früher an der Ecke des jetzigen Postgebäudes stand und in dem sich das gesellige Leben des damaligen Buchholz abspielte. Ueber dem Ed-Sofa hing der berühmte Nagel, mit dem Bismarck alles immer richtig auf den Kopf traf. Für uns Buchholzer war der damalige Schuldirektor Bartsch auch der Mann, der mit Rat und Tat das Wohl und Wehe der Stadt wie keiner meistern konnte. Tiefsehend in allen Dingen lag bei ihm der Weisheit letzter Schluß. Ihm verdanken wir die Gründung eines Buchholzer Geschichtsvereins, der jetzt neben dem Glückwunsch des Stadtrates dem 80jährigen seine besten Grüße in dankbarer Anerkennung und Würdigung der Verdienste des Oberschulrats Bartsch nach Flöha gesandt hat; ihm verdanken wir das Festbuch zum 400jährigen Bestehen der Stadt, das sich noch überall in dem Besitz unserer Buchholzer Familien befindet; ihm verdanken wir so vieles, was wir an Gütern vor allem auf dem Gebiet der Heimatforschung durch Ernst Louis Bartsch geschenkt bekommen haben. Heute danken wir dem 80jährigen Ehrenbürger unserer Stadt von ganzem Herzen für alles, was er uns gab und womit er sich ein Denkmal für alle Zeiten im Herzen der Buchholzer geschaffen. Wir grüßen ihn von stolzen Bergeshöhen und wünschen ihm unter Gottes Schutz einen sonnigen Lebensabend noch Jahr um Jahr. „Glück auf!“
S. Sdl.



Von links nach rechts sitzend: Gustav Roedel †, Lehrer Benade (jetzt in Annaberg), Schuldirektor Bartsch (jetzt Oberschulrat a. D. in Flöha), Rud. Schiller, Ernst Selbmann, Paul Schneider, Emil Stöckigt †, Bruno Schneider †, stehend: Kaufmann Steinhart, Gottlobine Burfert †, Kaufmann Langenstraßen.



Die vier ältesten Pöhlner Männer, die zusammen ein Alter von 323 Jahren haben und alle noch körperlich und geistig rüstig sind. — Von links nach rechts: Waldarbeiter i. R. Karl Keller, Bahnagent Richard Schumann, Fabrikarbeiter (jetzt Altersrentner), Wilhelm Gehlert sowie der Brettschneider (jetzt Altersrentner) Oskar Sternkopf.

Aus Königswalde und Pöhl

Ihren 84. Geburtstag konnte am 26. Mai Frau Bertha verw. Richter in Königswalde, Orts-Nr. 173 B. feiern. Die Greisin (welche wir auf dem Bilde rechts sehen) erfreut sich noch geistiger und körperlicher Frische und betreibt noch fleißig die Handflöppelei. Die DZ. als Heimatblatt wünscht ihr für den fernsten Lebensabend das Beste!

